

»Befreiung« und/oder »Niederlage«?

Zur Konfliktgeschichte des deutschen Gedenkens an Nationalsozialismus und Zweiten Weltkrieg

1944	1945
------	------

krieg	krieg
-------	-------

krieg	krieg
-------	-------

krieg	krieg
-------	-------

krieg	krieg
-------	-------

krieg	mai ¹
-------	------------------

krieg	
-------	--

krieg	
-------	--

krieg	
-------	--

krieg	
-------	--

krieg	
-------	--

krieg	
-------	--

krieg	
-------	--

Der 8. Mai 1945 als zeithistorische Zäsur

Wie Ernst Jandls Gedicht »markierung einer wende« grafisch und sprachlich zum Ausdruck bringt, war das europäische Ende des Zweiten Weltkrieges ein fundamentaler Einschnitt. Mit der bedingungslosen Kapitulation der Wehrmacht – am 7. Mai in Reims, am 8./9. Mai in Berlin-Karlshorst – fand ein Krieg seinen symbolischen Schlussakt, der von ungeheurer Gewalt und Zerstörung geprägt gewesen war. Weit über 50 Millionen Menschen waren im Verlauf des deutschen Eroberungs- und Vernichtungskrieges umgekommen, darunter etwa 30 Millionen Zivilisten. Die zeitgenössischen Erfahrungen vom Mai 1945 waren sehr unterschiedlich; sie hingen wesentlich davon ab, welche Position die einzelnen Akteure bis zum Kriegsende innegehabt hatten. Die körperlichen, seelischen und politischen Reaktionen auf die neue Lage umfassten ein breites Spektrum: Entkräftung und Tod noch nach dem Ende der Kampfhandlungen, Angst vor Rache und Bestrafung, Erleichterung über den Sturz des NS-Regimes, Apathie und Orientierungslosigkeit, Bemühungen um eine neue Identität, Hoffnung auf einen Neubeginn, Interesse an Schuld- und Gewissensfragen, Furcht vor Internierung oder Vertreibung und vieles mehr. Eine nicht genau ermittelbare Zahl vormaliger NS-Funktionsträger entzog sich einer möglichen Verurteilung durch Selbstmord, und generell war es für alliierte Beobachter überraschend, dass plötzlich so gut wie keine bekennenden Nazis mehr auffindbar waren.² Anders als nach dem Ersten Weltkrieg fanden offen revanchistische Bestrebungen in Deutschland keinen Nährboden, da die militärische und zugleich die geistig-moralische Niederlage nun noch grundlegender war.³ Die Überlebenden Verfolgten des NS-Regimes konnten sich darüber allerdings nur eingeschränkt freuen; wer mit dem Leben davongekommen war, hatte meist irreversible psychische oder physische Schäden erlitten.



Generaloberst Alfred Jodl unterzeichnet die bedingungslose Kapitulation aller deutschen Streitkräfte, Reims, 7. Mai 1945

Auf den ersten Blick ist der Zäsurcharakter des 8. Mai 1945 zumindest für die deutsche und europäische Zeitgeschichte evident (für den asiatischen Kriegsschauplatz erfolgte die Gesamtkapitulation erst am 2. September 1945 in Tokio). Bei näherem Hinsehen relativiert sich der Einschnitt etwas: Das »Kriegsende« ist nicht präzise auf ein Jahr, einen Monat oder gar einen Tag datierbar. Es begann in Europa spätestens im Frühjahr 1943, als die Unausweichlichkeit des alliierten Sieges allen nüchternen Beobachtern klar wurde. Je nach Gebiet gab es unterschiedliche »Kriegsenden« und Befreiungsdaten. Auch sozial- und mentalitätsgeschichtlich war das Kriegsende eher ein Zeitraum als ein Zeitpunkt; in der deutschen Wahrnehmung reichte es von »Stalingrad« bis zur »Währungsreform«.⁴ Noch für Jahrzehnte lebten die europäischen Gesellschaften in einem fragilen Zustand des Nach-Krieges, denn sie konnten nicht einfach zur »Normalität« der Vorkriegszeit zurückkehren, sondern mussten nach den massenhaften Erfahrungen mit dem Tod und dem Töten überhaupt erst neue zivilisatorische Normen setzen. Zudem begann mit dem 8. Mai 1945 keineswegs eine Ära des globalen Friedens: Die Atombombenabwürfe auf Hiroshima und Nagasaki im August 1945 erschienen wie die drohenden Vorzeichen eines Dritten (und wahrscheinlich letzten) Weltkrieges; die 1944/45 beginnende Sowjetisierung Ostmitteleuropas brachte neues Unrecht und neue Gewalt; und in manchen Staaten schloss sich an den Zweiten Weltkrieg ein Bürgerkrieg an (so etwa 1946/47 in Jugoslawien).

Wie jede historische Zäsur markiert auch der 8. Mai 1945 keinen absoluten, allumfassenden Strukturbruch. Trotz der genannten Einschränkungen ist es aber gerechtfertigt, dieses Datum für die deutsche und europäische Geschichte des 20. Jahrhunderts als besonders zentral zu betrachten. Realhistorisch und symbolisch steht es für das Ende des Zweiten Weltkrieges, der NS-Herrschaft und des Holocaust, bis 1990 aber auch für das vorläufige Ende eines deutschen Nationalstaats. Darüber hinaus verweist es

auf den Beginn des Kalten Krieges und der deutschen Teilung sowie zugleich – positiv gewendet – auf den Beginn der bundesdeutschen Demokratisierung: »Es war die Katastrophe, die Deutschland demokratiefähig gemacht hat. Es war die Katastrophe, die Deutschland gelehrt hat, sich in die europäische Staatengesellschaft einzufügen. Es war die Katastrophe, die Deutschland gezwungen hat, sich selbst neu zu definieren.«⁵ Dies ist freilich eine rückblickende Wertung aus heutiger Sicht. Um den 8. Mai als letztlich positiven Wendepunkt würdigen zu können, bedurfte es in der Bundesrepublik erst des Zeitabstands mehrerer Jahrzehnte, des damit verbundenen Generationswechsels und mancher öffentlicher Konflikte.

Deutungsmuster der NS-Herrschaft und des Zweiten Weltkrieges in der Zeit der deutschen Teilung

»Ihr werdet die Deutschen immer wieder daran erkennen können, ob sie den 8. Mai als Tag der Niederlage oder der Befreiung bezeichnen«, meinte Heinrich Böll 1985.⁶ In der Tat liefern die konkurrierenden Begriffe einen ersten Zugang zu der Frage, wie Nationalsozialismus und Zweiter Weltkrieg nach ihrem Ende interpretiert wurden.⁷ Die Bezeichnung »Niederlage« oder »Kapitulation« kann sachlich-beschreibend gemeint sein, diente nach 1945 aber oft einer Rechtfertigung soldatischen Handelns, verengte die Ereignisse auf die militärische Ebene und machte die Deutschen pauschal zu Opfern. Die Begriffe »Untergang«, »Tragödie«, »(nationale) Schmach«, »Schande« etc. folgten noch deutlicher der nationalsozialistischen Selbstsicht aus der Kriegsendphase oder zumindest einem nationalkonservativen Patriotismus, der die deutsche »Ehre« durch die Zerschlagung des Reiches und der Armee verletzt sah. Zwar mag es zur Beschreibung der zeitgenössischen Situation zutreffend sein, den Mai 1945 als »Tiefpunkt in der deutschen Geschichte« zu charakterisieren⁸, doch ist die historische Bedeutung der Ereignisse damit nur unzureichend beschrieben, zumal es fragwürdig ist, das Ende von NS-Herrschaft und Zweitem Weltkrieg isoliert aus deutscher Perspektive zu betrachten.

Mit dem Begriff »Befreiung« verbindet sich eine konkurrierende, in der Bundesrepublik lange Zeit als anstößig empfundene Deutung. Wer von »Befreiung« spricht, nimmt eine dezidiert antinationalsozialistische (bzw. »antifaschistische«) Haltung ein und identifiziert sich mit der Verfolgtenperspektive. Besonders nachdrücklich tat dies die Führung der DDR, die sich in die Tradition des kommunistischen Widerstands stellte und den eigenen Staat in Abgrenzung von der Bundesrepublik als das »bessere« Deutschland zu legitimieren versuchte.⁹ Als »Tag der Befreiung« war der 8. Mai in der DDR einer der wichtigsten Gedenktage; er wurde jedes Jahr mit aufwendigen Ritualen begangen. Dadurch waren das Datum und die Befreiungsdeutung in der Bundesrepublik weitgehend diskreditiert. Erst 1985 wurde eine breite publizistische und politische Debatte über »Befreiung« versus »Niederlage« geführt. Die Rede des damaligen Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker (CDU) war am 8. Mai der Höhe- und vorläufige Endpunkt dieser Debatte. Laut Weizsäcker galt es »heute für uns alle gemeinsam zu sagen (...): Der 8. Mai war ein Tag der Befreiung.«¹⁰

Dabei übernahm Weizsäcker natürlich nicht einfach die DDR-Sicht, sondern machte klar, dass zwischen den unterschiedlichen zeitgenössischen Erfahrungen des Kriegsendes und der rückblickenden politischen



7/4 »8. Mai – Tag der Befreiung«, Plakat zum 10. Jahrestag mit dem Motiv des Sowjetischen Ehrenmals in Berlin-Treptow, DDR 1955

Bewertung differenziert werden müsse. Eine einseitige, in den achtziger Jahren auch von Teilen der westdeutschen Linken bekenntnishaft vertretene Befreiungsdeutung ist in der Tat unhistorisch, weil sich die Mehrheit der deutschen Bevölkerung im Frühjahr 1945 keineswegs vom Nationalsozialismus »befreit« fühlte. Dies hätte vorausgesetzt, dass die Deutschen der NS-Herrschaft überwiegend ablehnend begegnet wären – was jedoch nicht der Fall war: Bis in die allerletzten Kriegstage gab es ein hohes Maß an Systemloyalität, und die Alliierten mussten die NS-Herrschaft gewaltsam beenden. Die von Böll 1985 vorgenommene wertende Gegenüberstellung der Begriffe »Niederlage« und »Befreiung« ist allzu vereinfachend; die Befreiung Europas vom Nationalsozialismus und die langfristige Rückkehr der Deutschen in die Völkergemeinschaft erforderten zunächst zwingend die militärische Niederschlagung des Deutschen Reiches und der nationalsozialistischen »Volksgemeinschaft«.

Weitere Begriffe, die in der Bundesrepublik zur Kennzeichnung des 8. Mai 1945 verwendet wurden oder noch verwendet werden, sind »Stunde Null« und »Zusammenbruch«. Sie sind weniger plakativ als »Befreiung« und »Niederlage« und können unterschiedlich verstanden werden. Die »Stunde Null«-Deutung ist oft kritisiert worden, weil sie strukturelle, personelle und mentale Kontinuitäten überdecken kann, die von der NS-Zeit in die Nachkriegszeit reichten. Im Grunde gibt es in der Geschichte keine »Stunde Null« im Sinne eines voraussetzungslosen Neubeginns. In der Kulturpublizistik der Besatzungszonen und der frühen Bundesrepublik war die Formel aber auch anders gemeint: als grundlegende Selbstverständigung über Werte und Bedingungen menschlichen Zusammenlebens nach den präzedenzlosen Verbrechen der



Aufgestapelte Wehrmachtshelme nach der deutschen Kapitulation, Mai 1945

NS-Zeit. Diese Verbrechen wurden anfangs nicht wirklich erforscht, sondern eher existenzphilosophisch verallgemeinert, aber im Terminus der »Stunde Null« schwingt zumindest ein elementares Erschrecken und Innehalten mit. Der Begriff »Zusammenbruch« kann wörtlich verstanden werden – etwa als Beschreibung der zerstörten Städte oder der lahmgelegten Infrastruktur –, aber auch als Ausgangspunkt einer näheren Bestimmung der überkommenen Traditionen und fehlgeleiteten Verhaltensmuster, die zusammenbrechen mussten, bevor in der Bundesrepublik eine demokratische Zivilgesellschaft entstehen konnte.

Der 8. Mai 1945 ist auf keine einheitliche Formel zu bringen; allen Begriffen sind Ambivalenzen eingeschrieben, die auf die Unterschiedlichkeit der historischen Erfahrungen sowie auf den Gegensatz zwischen damaligem Erleben und späterem Urteil verweisen. Diese Spannungen ausdrücklich zu thematisieren und nicht vorschnell zu überdecken bleibt bis heute eine wichtige Aufgabe – gerade wegen der wachsenden zeitlichen Distanz. Warum sich die Deutschen in Ost und West nach 1945 mit dem 8. Mai

so schwertaten, wird noch deutlicher, wenn man das Datum nicht isoliert betrachtet, sondern den allgemeineren Zusammenhang der deutsch-deutschen Erinnerungskultur mitberücksichtigt.

In beiden deutschen Staaten fand kein einfaches Verschweigen oder »Verdrängen« der NS-Zeit und des Zweiten Weltkrieges statt. Wegen der vielfältigen Nachwirkungen der Jahre 1933 bis 1945 in Politik und Alltagsleben wäre dies auch gar nicht möglich gewesen; man kam nicht umhin, für den Umgang mit dem Nationalsozialismus Handlungsweisen und Sprachregelungen zu finden. In der Bundesrepublik gab es schon in den fünfziger und sechziger Jahren einige Stimmen, die darin weniger einen äußeren Zwang als vielmehr eine positive Herausforderung für Politik und Öffentlichkeit sahen.

Einzelne Persönlichkeiten wie Theodor W. Adorno und Fritz Bauer traten für eine teils sachlich, teils durchaus pathetisch verstandene »Aufarbeitung« des Nationalsozialismus ein, die keine »Nestbeschmutzung«, sondern im Gegenteil die Möglichkeitsbedingung einer wirklichen Demokratisierung sei.¹¹ Gerade Adorno setzte sich auch mit dem Grundproblem der Darstellbarkeit auseinander: Wie könne man Ausdrucksformen des Erinnerns finden, die das Leiden der Verfolgten und Ermordeten nicht beschönigten und ihre eigene unvermeidliche Unzulänglichkeit mitreflektierten? Diese Frage zu stellen war ebenso wichtig wie ungewöhnlich, weil beim öffentlichen Erinnern zunächst auf traditionelle, »nach Auschwitz« inadäquate Formen zurückgegriffen wurde – etwa mit dem Volkstrauertag oder der Ergänzung von Denkmälern für den Ersten Weltkrieg durch Tafeln mit dünnen Hinweisen auf den Zweiten Weltkrieg.¹²

So unterschiedlich die Erinnerungskulturen der frühen Bundesrepublik und der frühen DDR waren, so gab es doch einige strukturelle Gemeinsamkeiten. Man versuchte, das Erbe des Nationalsozialismus erträglich zu machen, indem man es mit Deckerinnerungen überlagerte und entkonkretisierte. »Die Nazis« wurden von »den Deutschen« unterschieden, wenn nicht sogar von »dunklen Mächten« die Rede war, die die unschuldige Bevölkerung »verführt« und »verstrickt« hätten. Ein allgemeiner Opferbegriff verwischte den früheren Gegensatz zwischen tatsächlichen Verfolgten und regimetreuen Mitläufern oder Mittätern. Zudem wurden die systemspezifischen NS-Verbrechen als Begleiterscheinungen des Zweiten Weltkrieges eingestuft; was »im Osten« oder auch in der unmittelbaren Nachbarschaft unter dem Deckmantel angeblicher »Kriegsnotwendigkeit« geschehen war – etwa die Ausbeutung und Inhaftierung von Zwangsarbeitern –, wollte man nicht genau wissen, weil es unbequeme Schuld- und Entschädigungsfragen aufgeworfen hätte. Zwar distanzieren sich beide deutsche Staaten verbal und institutionell vom NS-Staat, doch gab es andererseits mentale und personelle Kontinuitäten, und die staatliche Abkehr ersparte vielfach die individuelle Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit.

Die DDR, die den Elitenwechsel aus politisch-ideologischen Gründen etwas konsequenter betrieb als der Westen, schuf sich eine eigene »antifaschistische« Gründungslegende. Die Ideale der Arbeiterbewegung und des kommunistischen Widerstands seien in der DDR mit Hilfe der Roten Armee verwirklicht worden; im Gegensatz zur Bundesrepublik sei der »Faschismus« konsequent »ausgerottet« worden, indem man die kapitalistische Ordnung umgewälzt habe. Die innere und äußere Militarisierung aus der NS-Zeit wurde unter geänderten Vorzeichen fortgesetzt, weil sie nun angeblich der Sicherheit des »besseren« deutschen Staates diene. Die sozialistische Meistererzählung, die im Gedenkkalender der DDR Ausdruck fand, reichte vom Januar 1919 (Ermordung Luxemburgs und Liebknechts) über den 8. Mai 1945 bis zum 7. Oktober 1949 (Staatsgründung der DDR). Ungeachtet einiger Ausdifferenzierungen in den siebziger und achtziger

Jahren blieb die damit verbundene Sicht des Nationalsozialismus als einer erfolgreich überwundenen Vergangenheit weitgehend statisch.

In der frühen Bundesrepublik gab es eine entgegengesetzte politische Strategie, das eigene »Lernen aus der Geschichte« zu behaupten: Die DDR und ihr Sicherheitsapparat wurden aus westlicher Sicht nicht selten mit dem NS-Staat und seinen Verfolgungsmethoden parallelisiert. Zudem hielt man das Erbe des Nationalsozialismus dadurch auf Distanz, dass zwischen »fanatischen« Nazis wie Hitler, Himmler und Goebbels einerseits und den vielen »anständig« gebliebenen Soldaten, Ärzten, Ingenieuren, Bürgermeistern etc. andererseits getrennt wurde. Über die Jahrzehnte hinweg wandelte sich das holzschnittartige Geschichtsbild aber recht erheblich. Nicht zuletzt dank öffentlicher Konflikte um frühere Nationalsozialisten und das »richtige« Erinnern gab es allmähliche gesellschaftliche Lernfortschritte. Zwar enthielt Weizsäckers Rede zum 8. Mai 1985 nichts völlig Neues und wies aus heutiger Sicht einige Blindstellen auf (wie etwa die Behauptung, die »Ausführung des Verbrechens« habe »in der Hand weniger« gelegen). Doch machte die Ansprache im In- und Ausland deutlich, welchen Stellenwert die NS-Erinnerung und insbesondere der Holocaust für die Bundesrepublik nach 40 Jahren gewonnen hatten. Der 8. Mai 1985 wurde in Ost und West gleichermaßen intensiv gewürdigt, und dabei zeigte sich auch, dass dieses zuvor oft gemiedene Datum für die Bundesrepublik wichtiger geworden war als der 17. Juni, der »Tag der Deutschen Einheit«. ¹³ Als die staatliche Einheit 1989/90 dann ebenso plötzlich wie unerwartet kam, ergab sich für das Erinnern an den Nationalsozialismus wiederum eine neue Konstellation.

Aktuelle Tendenzen der Geschichtskultur und -politik

Beim Versuch, die Trends des deutschen NS-Gedenkens der letzten eineinhalb Jahrzehnte zu systematisieren, kann man unterschiedliche, zum Teil widersprüchliche Beobachtungen machen. Seit 1990 sind Publizisten und auch Wissenschaftler mit Bestandsaufnahmen und Prognosen zur »Zukunft des Erinnerns« oft rasch bei der Hand, doch es empfiehlt sich, solche Szenarien vorläufig und vorsichtig zu formulieren, das heißt eine Gemengelage von Entwicklungen nicht zugunsten einfacher Thesen einzuebnen. Die Unübersichtlichkeit der Erinnerungspraktiken hängt mit der generellen Pluralisierung der Gesellschaft zusammen; historische Deutungsmuster lassen sich kaum noch entlang parteipolitischer Konfliktlinien analysieren oder anderen gesellschaftlichen Trägergruppen präzise zuordnen. Trotz dieses methodischen Vorbehalts sind einige allgemeine Tendaussagen möglich, denen an anderer Stelle ausführlicher nachzugehen wäre.

Betrachtet man die heutige Situation vor dem Hintergrund der Erinnerungsgeschichte der alten Bundesrepublik, so fällt vor allem auf, dass die Erinnerung an Nationalsozialismus, Zweiten Weltkrieg und Holocaust seit der deutschen Einheit eine größere Selbstverständlichkeit gewonnen hat. Museen, Gedenkstätten, Denkmäler, Filme, Gedenktage usw., die sich auf die NS-Vergangenheit beziehen, sind inzwischen weithin akzeptierte und staatlich geförderte Elemente des Kulturlebens, während sie früher mühsam gegen den gesellschaftlichen Mainstream durchgesetzt werden mussten. Die erregten Gedenkdebatten der neunziger Jahre ¹⁴ haben zu dem Konsens geführt, dass das kritische Erinnern nicht zu einem bestimm-



Titelbild des Nachrichtenmagazins
»Der Spiegel« zum 50. Jahrestag des
Kriegsendes am 8. Mai 1995

ten Zeitpunkt für beendet erklärt werden kann, sondern als dauerhafter Bestandteil der politischen Kultur zu betrachten ist. Dies ist im Grundsatz erfreulich, aber auch mit Gefahren und gegenläufigen Tendenzen verbunden. Wenn die NS-Erinnerung gleichsam zum Element bundesdeutscher Staatsräson wird, verliert sie ihre frühere gesellschaftskritische Stoßrichtung und droht ähnlich affirmativ zu werden wie die Aufstiegserzählung der DDR. Die Bundesrepublik, so eine neuere Lesart, habe sich ihrer nationalsozialistischen Vorgeschichte erfolgreich gestellt und könne nun als internationaler Entwicklungshelfer in Sachen Vergangenheitsbewältigung agieren. Die NS-Vergangenheit wird dann nicht mehr als Last oder Irritation empfunden, sondern als produktive Ressource deutscher Identitätsbildung ex negativo. Diese Sicht ist unter anderem deshalb problematisch, weil in den NS-Debatten zwar ständig Meinungen geäußert werden, eine solide historische Wissensgrundlage aber oft fehlt. Zudem gibt es nach wie vor eine Neigung, Erinnerungsdebatten zum »Abschluss« bringen zu wollen. Dies zeigte sich etwa beim Streit um die Zwangsarbeiterentschädigung oder bei der Einordnung des »Denkmals für die ermordeten Juden Europas« als »Schlusspunkt«.¹⁵ Als visuelles Beispiel mag der »Spiegel«-Titel vom 8. Mai 1995 dienen: In einer Verfremdung von Caspar David Friedrichs Gemälde »Der Wanderer über dem Nebelmeer« sind ikonische Chiffren deutscher Diktaturgeschichte zu erkennen – Hakenkreuzfahnen, Hitler-Porträt und KZ-Häftlinge auf der einen Seite, NVA-Soldaten, die DDR-Fahne und Stacheldraht auf der anderen Seite, in der Mitte das (geschlossene) Brandenburger Tor. Die »bewältigte Vergangenheit«, so der Titel, erscheint als nebulöses Unheil, das man mit Sicherheitsabstand betrachten könne.

Damit ist ein anderes Merkmal der geschichtskulturellen Gegenwartslage berührt: Der fortschreitenden »Historisierung« des Nationalsozialismus im Sinne der gründlichen, quellennahen Erforschung steht eine verbreitete Mythisierung gegenüber, die ebenfalls durch den Zeitabstand ermöglicht wird. Filme wie »Der Untergang« und »Napola« (beide aus dem Jahr 2004) geben sich »authentisch«, nutzen Geschichte aber vor allem als dramatisches Spielmaterial. Der Nationalsozialismus fungiert als »Schauermärchen der Spättestromantik«. ¹⁶ Auch in seriösen Magazinen erscheint Hitler dämonisiert als »Monster des 20. Jahrhunderts«. ¹⁷ Dies wiederum verweist auf eine starke Medialisierung des Zugangs zur Zeitgeschichte, die sich aus gesellschaftlichen Transformationen, technischen Innovationen und ökonomischen Interessen ergeben hat. Politikerreden zu Gedenktagen sind für die Vermittlung von Geschichtsbildern heute nahezu unwichtig; visuelle und audiovisuelle Geschichtsdokumentationen oder -inszenierungen sind längst viel prägender. Eine merkwürdige Zwischenstellung hat dabei die Figur des »Zeitzeugen«, die spätestens seit dem Gedenkjahr 1995 gesteigerte Aufmerksamkeit erhält. ¹⁸ Dass mündliche Erfahrungsberichte stärker beachtet werden als früher, ist ein durchaus positiver Wandel, aber im medialen Gebrauch wird der »Zeitzeuge« mitunter nicht als Person respektiert und in seinen historischen Aussagen gegebenenfalls auch kritisiert, sondern als bloß illustratives Versatzstück benutzt, das Zeitkolorit liefern soll. Generell ist das Interesse an »gefühlter« Geschichte gewachsen; es drückt sich auch in Familienromanen und autobiographischen Erzählungen von Nachgeborenen aus. So berechtigt Individualisierung und Einfühlung als Zugang zur Historie sind, so besteht andererseits die Gefahr, dass Analyse und Wissen dabei zu kurz kommen und speziell das Jahr 1945 »zur Chiffre eines neuen Leidens-Gedächtnisses der Deutschen« gerät. ¹⁹ Hier klingt ein weiterer Punkt an, der in den letzten Jahren für Diskussionsstoff gesorgt hat: die Tendenz oder zumindest die Befürchtung, die Deutschen könnten sich (wieder) verstärkt als Opfer des Nationalsozialismus und des Zweiten Weltkrieges verstehen. Günter Grass' Novelle »Im Krebsgang«, Jörg Friedrichs Buch »Der Brand« (beide 2002 erschienen) und die Initiative für ein »Zentrum gegen Vertreibungen« werden dafür als Indizien genannt. Ein positives Element dieser Diskussionen ist darin zu sehen, dass das Sprechen über die NS-Zeit und ihre Folgen inzwischen nicht mehr den strikten Normierungen politischer Korrektheit unterworfen ist, die in den achtziger und zum Teil in den neunziger Jahren bestimmend waren. Andererseits kommen in den Debatten um »Deutsche als Opfer« obskure Argumente wieder hoch, die aus den fünfziger Jahren bekannt sind ²⁰ und vermeintlich längst überwunden waren. Das eigentlich Interessante und Bedenkliche ist aber, wie alte Deutungsmuster in die neuen Konstellationen eines Holocaust-Gedenkens eingefügt werden, das zum gesellschaftlichen Grundkonsens geworden ist. So schrieb Erika Steinbach, Präsidentin des Bundes der Vertriebenen, zum 55. Jahrestag des Kriegsendes: »Am 8. Mai 1945 endete der Zweite Weltkrieg. Das war fürwahr ein Grund zur Erleichterung, eine Erlösung für alle betroffenen Völker. Das nationalsozialistische Grauen, für das Auschwitz zum Synonym wurde, hatte ein Ende gefunden. Dennoch ist dieser Tag nicht allein ein Tag der Befreiung, sondern auch ein Tag des Erinnerns – des vollständigen Erinnerns, nicht des partiellen Erinnerns.« Die Notwendigkeit des Holocaust-Gedenkens wird nicht bestritten, aber mit dem Hinweis verbunden, in Polen, der Tschechoslowakei und in Jugoslawien habe es unmittelbar nach Kriegsende »Zwangsarbeits- und Vernichtungslager für Millionen von Deutschen« gegeben – als ob Unrecht und Gewalt nur dann wirklich schlimm seien, wenn sie sich über das Schlüsselwort »Vernichtungslager« mit Auschwitz verknüpfen lassen. ²¹

Der Holocaust ist zu einer dominanten kulturellen Chiffre für das Böse schlechthin geworden, wodurch die historischen Ereignisse oft verallgemeinert und banalisiert werden. Zwar sorgt es für einhellige Empörung, wenn radikale Tierschützer vom »Holocaust an den Hühnern« schwadronieren oder die NPD die Bombardierung Dresdens als »Bomben-Holocaust« bezeichnet, aber dies sind nur Extrembeispiele für die weiter verbreitete Ablösung des Sprechens über den Nationalsozialismus von konkreten Zusammenhängen. Besser verständlich wird dieses Phänomen, wenn man es nicht allein aus deutscher Perspektive betrachtet. Herrschte im Gedenkjahr 1995 vielfach noch eine »nationalgeschichtlich reduzierte Form der Erinnerung«²², so hat sich seither eine starke Europäisierung und Globalisierung des Gedenkens vollzogen, wobei der Nationalsozialismus auf den Holocaust als Zentralereignis beschränkt wird. Vorläufige Höhepunkte waren die Stockholmer Holocaust-Konferenz im Januar 2000 und die Gedenkveranstaltung der UN-Generalversammlung im Januar 2005. Diese Internationalisierung ist anerkennenswert und kann produktiv sein, wenn dadurch weltweite Forschungen und Begegnungen erleichtert werden. Bedenklich wird es, wenn die fortdauernden nationalen Spezifika des Gedenkens nivelliert und historische Inhalte zugunsten politischer Zwecksetzungen passförmig gemacht werden.²³

Resümiert man die deutsche Gedenkgeschichte von 1945 bis heute, so ist kein bruchloser Entwicklungspfad vom »Verdrängen« oder einseitigen Erinnern zu einem vermeintlich »angemessenen« Umgang mit Vergangenheit auszumachen. Es wäre aber auch verfehlt, dergleichen zu erwarten. Die Erinnerung von Gesellschaften an belastete und belastende Vergangenheiten ist meistens fragmentarisch, widersprüchlich und konfliktthaft. Eine Gesellschaft, die zukunftsfähig sein will, muss solche Konflikte aushalten können, ja sie lernt in und mit Konflikten. Ein Staat hingegen, der Erinnerung stillzustellen versucht, gefährdet über kurz oder lang seine politische Legitimität und kulturelle Vitalität. Für die Bewertung des 8. Mai 1945 ist es schon eine Errungenschaft, dass man hinter die Grundaussagen von Weizsäckers Rede zum 40. Jahrestag nicht mehr zurückfallen kann, auch wenn Rechtsextreme weiter gegen die angebliche »Befreiungslüge« und einen vermeintlichen »Schuldskult« agitieren. Abschließend bleibt zu fragen, welchen Stellenwert der 8. Mai im deutschen und europäischen Gedenken künftig erhalten wird bzw. erhalten soll.

Ausblick: Der 8. Mai – ein deutscher und europäischer Gedenktag?

Weder im Vereinigungsjahr 1990 noch später wurde der 8. Mai als offizieller deutscher Gedenktag eingeführt, obwohl es diesbezügliche Vorschläge 1990 gegeben und besonders das Gedenkjahr 1995 das Bedeutungsspektrum des symbolischen Datums noch einmal unterstrichen hatte. Stattdessen machte der damalige Bundespräsident Roman Herzog den 27. Januar (das Datum der Befreiung von Auschwitz im Jahr 1945) zum »Tag des Gedenkens an die Opfer des Nationalsozialismus«. Der Publizist Henryk M. Broder kommentierte dies kritisch: »Auf dem langen Weg von der Bonner zur Berliner Republik wollte man sich an einem Datum der deutschen Geschichte festhalten, das zum einen wichtig genug ist, zum anderen aber nicht umstritten. Eigentlich wäre der 8. Mai der richtige Tag für einen nationalen Gedenktag gewesen, aber damit hätte man [...] die alte Diskussion wiederbelebt, ob es der Tag der Befreiung

oder der Tag der Kapitulation war, ein Tag der Freude oder ein Tag der Schande. Und obwohl die Deutschen allen Grund hätten, ihre eigene Befreiung vom Nationalsozialismus zu feiern, auch wenn sie sich nur mit fremder Hilfe befreien konnten, gedenken sie lieber der Befreiung eines deutschen Konzentrationslagers durch die Russen als der eigenen. So geht man Kontroversen aus dem Weg und zeigt doch genug selbstverordnete Betroffenheit.«²⁴ Spätere Vorstöße der PDS, den 8. Mai auf Bundes- oder Landesebene zum regelmäßigen Gedenktag aufzuwerten, scheiterten und waren eher kontraproduktiv, weil die anderen Parteien mit Recht vermuteten, dass auf diesem Wege alte DDR-Geschichtsdeutungen reanimiert werden sollten.

Anders motiviert und etwas aussichtsreicher war die Idee, den 8. Mai europaweit zu begehen. Bei einer deutsch-französischen Tagung im Mai 1998 trat der Europa-Abgeordnete und frühere DDR-Bürgerrechtler Wolfgang Ullmann (Bündnis 90/Grüne) dafür ein, den 8. Mai zum »europäischen Tag der Befreiung« zu erklären.²⁵ Dies ist nicht verwirklicht worden, hätte aber insofern seine Berechtigung, als das Ende des Zweiten Weltkrieges zweifellos ein zentrales Datum der gesamteuropäischen Zeitgeschichte ist. Bislang gingen und gehen die europäischen Staaten mit dem Gedenk Anlass unterschiedlich um²⁶: In der Sowjetunion wurde der 9. Mai seit 1946 und verstärkt seit 1965 jedes Jahr gefeiert. Im postsowjetischen Russland ist das Datum als Feiertag beibehalten worden; es wird heute staatlich und verstärkt auch privat gewürdigt. Die früheren Sowjetrepubliken Weißrussland und Ukraine haben ebenfalls am 9. Mai festgehalten. In Polen, wo der »Tag des Sieges« bis zum Zusammenbruch der UdSSR den sowjetischen Vorgaben zu folgen hatte, wurde das Kriegsende in den neunziger Jahren neu perspektiviert – man diskutierte nun offener über das Verhältnis von »Befreiung« und »Unterjochung«. In Frankreich ist der 8. Mai seit 1946 als Gedenktag begangen worden, mit Ausnahme der Jahre 1975 bis 1981. Großbritannien hingegen würdigt das Kriegsende nicht jährlich und konzentrierte die Feiern zum »Victory Europe Day« bisher auf die »runden« Gedenkjahre 1985 und 1995. Dänemark erinnert seit 1946 an den 5. Mai als nationales Befreiungsdatum. Auch in Österreich ist der 5. Mai offizieller Gedenktag, dort allerdings erst seit 1997/98 und bezogen auf die Befreiung Mauthausens.

Diese Aufzählung ließe sich fortsetzen – deutlich wird hier, dass das Gedenken an Kriegsende und NS-Herrschaft nach wie vor stark in nationalen Traditionen verwurzelt ist. Es reflektiert sowohl die jeweilige Geschichte der Kriegszeit als auch die Geschichte ihrer Verarbeitung nach 1945. Zwar mag es legitim sein, wenn sich die Europäische Union eines gemeinsamen historischen Fundaments versichern will, aber es wäre fragwürdig, den 8./9. Mai dafür als Medium zu benutzen und vorhandene nationale Unterschiede zu negieren. Wie die deutschen Erfahrungen mit dem 27. Januar zeigen, ist ein politischer Gedenktag nicht einfach zu verordnen, sondern bedarf einer vorausgehenden sozialen Praxis. Vielleicht wird sich der 8./9. Mai in einigen Jahren als gesamteuropäisches Bezugsdatum durchsetzen, vielleicht aber auch nicht. Der 60. Jahrestag wird dafür ein Indikator sein.

- 1 Ernst Jandl: sprechblasen. Gedichte. 2. Aufl., Neuwied/Berlin 1970. S. 15.
- 2 Als Zeitdokument vgl. etwa Saul K. Padover: Lügendetektor. Vernehmungen im besiegten Deutschland 1944/45. Frankfurt am Main 1999.
- 3 Vgl. Gottfried Niedhart/Dieter Riesenberger (Hg.): Lernen aus dem Krieg? Deutsche Nachkriegszeiten 1918 und 1945. Beiträge zur historischen Friedensforschung. München 1992.
- 4 Vgl. Martin Broszat/Klaus-Dietmar Henke/Hans Woller (Hg.): Von Stalingrad zur Währungsreform. Zur Sozialgeschichte des Umbruchs in Deutschland. München 1988.
- 5 Peter Graf Kielmansegg: Nach der Katastrophe. Eine Geschichte des geteilten Deutschland. Berlin 2000. S. 10. Vgl. auch Konrad H. Jarausch: Die Umkehr. Deutsche Wandlungen 1945–1995. München 2004. Heinrich August Winkler: Umkehr nach dem Untergang. Das Jahr 1945 war der entscheidende Wendepunkt in der deutschen Geschichte. In: Der Spiegel, 31.1.2005. S. 62–67.
- 6 Heinrich Böll: Brief an meine Söhne oder: Vier Fahrräder. In: Die Zeit, 15.3.1985. S. 13–16, hier: S. 15.
- 7 Vgl. Andreas Wöll: Als der Frieden ausbrach... Der 8. Mai in der öffentlichen Rede der Bundesrepublik. In: psychosozial 20 (1997), H. 2, S. 123–138.
- 8 Rolf-Dieter Müller: 1945: Der Tiefpunkt in der deutschen Geschichte. Gedanken zu Problemen und Perspektiven der historischen Forschung. In: Jörg Hillmann/John Zimmermann (Hg.): Kriegsende 1945 in Deutschland. München 2002. S. 319–329.
- 9 Vgl. etwa Raina Zimmering: Mythen in der Politik der DDR. Ein Beitrag zur Erforschung politischer Mythen. Opladen 2000.
- 10 Zu Weizsäckers Rede, ihren Leistungen und Defiziten sowie ihrer Rezeption siehe Jan-Holger Kirsch: »Wir haben aus der Geschichte gelernt«. Der 8. Mai als politischer Gedenktag in Deutschland. Köln/Weimar/Wien 1999. S. 96–107.
- 11 Vgl. Claudia Fröhlich/Michael Kohlstruck (Hg.): Engagierte Demokraten. Vergangenheitspolitik in kritischer Absicht. Münster 1999.
- 12 Zur erstaunlichen systemübergreifenden Beharrungskraft von Formen und Praktiken des Gedenkens vgl. Insa Eschebach: Öffentliches Gedenken. Deutsche Erinnerungskulturen seit der Weimarer Republik. Frankfurt am Main/New York 2005.
- 13 Vgl. Edgar Wolfrum: Die Unfähigkeit zu feiern? Der 8. Mai und der 17. Juni in der bundesrepublikanischen Erinnerungskultur. In: Sabine Behrenbeck/Alexander Nützenadel (Hg.): Inszenierungen des Nationalstaats. Politische Feiern in Italien und Deutschland seit 1860/71. Köln 2000. S. 221–241.
- 14 Als abwägende Bilanz vgl. William J. Niven: Facing the Nazi Past. United Germany and the Legacy of the Third Reich. London/New York 2002.
- 15 Die letztere Formulierung findet sich bei Matthias Arning: Hinweis auf Unerledigtes. In: Frankfurter Rundschau, 16.12.2004, S. 3.
- 16 Jan Schulz-Ojala: Junge, Junge. Dennis Gansels Jugenddrama »Napola« – ein Nazi-Schauermärchen. In: Tagesspiegel, 13.1.2005, S. 31. Vgl. auch Michael Wildt: »Der Untergang«: Ein Film inszeniert sich als Quelle. In: Zeithistorische Forschungen/Studies in Contemporary History 2 (2005), S. 131–142.
- 17 Spiegel-Titel, 25.10.1999.
- 18 Von einer »Dekade der Zeitzegen« seit 1995 spricht Norbert Frei: 1945 und wir. Das Dritte Reich im Bewußtsein der Deutschen. München 2005. Siehe auch »Kopfsalat mit Zeitzegen« (Interview mit Frei). In: Süddeutsche Zeitung, 22.1.2005, S. 18.
- 19 Ulrich Raulff: 1945. Tausche Geschichte gegen Gefühl. In: Süddeutsche Zeitung, 30.10.2003, S. 11. Vgl. auch Harald Welzer: Schön unscharf. Über die Konjunktur der Familien- und Generationenromane. In: Mittelweg 36 13 (2004), H. 1, S. 53–64. Norbert Frei: Gefühlte Geschichte. In: Die Zeit, 21.10.2004, S. 3. Als ganz anders gelagerte, das »Gefühl« auf die Nation beziehende Sicht vgl. Martin Walser: Über ein Geschichtsgefühl. Vom 8. Mai 1945 zum 9. November 1989: Die Läuterungsstrecke unserer Nation führt nach Europa. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 10.5.2002, S. 46.
- 20 Vgl. Robert G. Moeller: War Stories. The Search for a Usable Past in the Federal Republic of Germany. Berkeley/Los Angeles/London 2001.
- 21 Erika Steinbach: Auch nach dem Krieg dauerte die Unmenschlichkeit an. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 8.5.2000, S. 8.
- 22 Ulrich Herbert/Axel Schildt (Hg.): Kriegsende in Europa. Vom Beginn des deutschen Machtzerfalls bis zur Stabilisierung der Nachkriegsordnung 1944–1948. Essen 1998. S. 355.
- 23 Am Beispiel der Stockholmer Holocaust-Konferenz zeigt dies Michael Jeismann: Schuld – der neue Gründungsmythos Europas? In: Historische Anthropologie 8 (2000), S. 454–458.
- 24 Henryk M. Broder: Jedem sein Aus-schwitz. In: Ders.: Jedem das Seine. Augsburg 1999. S. 121f., hier: S. 121.
- 25 Vgl. Bodo Mrozek: Schwierigkeiten mit dem Gedenken. In: Tagesspiegel, 19.5.1998, S. 27.
- 26 Zum Folgenden vgl. die verstreuten Hinweise bei Monika Flacke (Hg.): Mythen der Nationen. 1945 – Arena der Erinnerungen, 2 Bde. Mainz 2004.